

6 Soziales Umfeld und Kooperationen der Kirchengemeinde – der Sozialraum und die kirchlichen Handlungsebenen

Die klassische Evangelische Kirchengemeinde ist eine Parochialgemeinde. Das heißt, es gibt ein festes Gebiet, dessen Bevölkerung, sofern evangelisch, in der Regel der Gemeinde angehört, für die die Pfarrer*innen seelsorglich zuständig sind, für die die Gemeinde Angebote und Aktivitäten bereitstellt und für die die Gemeinde erste Anlaufstelle für alle Fragen der Lebensbegleitung ist. Dieses Gemeindegebiet ist je nach landeskirchlicher Organisationsweise und Siedlungsform unterschiedlich groß, es kann im städtischen Bereich mehrere Stadtteile schneiden oder nur einen Teil eines Stadtteils umfassen, im ländlichen Raum nur ein oder zwei Dörfer oder gar mehr als ein Dutzend mit mehreren Kirchen und Predigtstätten. In diesem Gebiet oder auch dem sozialen Umfeld, welches auch gern als Sozialraum bezeichnet wird, gibt es neben der Kirchengemeinde noch zahlreiche weitere Einrichtungen und Akteur*innen, wie andere religiöse Gemeinschaften, Vereine, Organisationen, Verwaltungseinrichtungen et cetera. In diesem Umfeld bieten sich der Gemeinde Möglichkeiten zur Vernetzung, zur Zusammenarbeit und auch zur eigenen Profilierung. Gleichzeitig ist der Sozialraum mit seinen Charakteristika, zu denen Herausforderungen wie Armut, Obdachlosigkeit oder Kriminalität genauso zählen können wie starkes Bevölkerungswachstum und junge Familien, eng mit der Gemeinarbeit verknüpft. Durch ihre Struktur geben Sozialräume in gewissem Maße Handlungs- und Möglichkeitsräume für die Bewohner*innen und Besucher*innen vor, was jedoch nicht heißt, dass sie fixiert und determiniert sind, sondern als Ergebnis historisch-politischer Prozesse auch beeinflussbar (Kessl/Reutlinger 2008). Dennoch gilt, dass die räumliche und die soziale Lage der Menschen eng miteinander verbunden sind (vgl. Löw 2012: 272; Dieckbreder 2016: 15), was man beispielsweise daran erkennen kann, dass es oftmals in bestimmten Ortsteilen oder Quartieren zu einer Überrepräsentanz von Bevölkerungsgruppen mit einem ähnlichen Profil kommt, wie in

Bezeichnungen als Studenten-, Migranten- und Armenviertel deutlich wird⁵⁶. Für eine Gemeinde, die nicht nur auf sich selbst und den Kern ihrer Mitglieder bezogen sein will, besteht die zentrale Herausforderung darin, auf diese Anforderungen und Herausforderungen zu reagieren, sie ernst zu nehmen und Aktivitäten und Programme zu entwickeln, die zum sozialen Umfeld passen und die Menschen in ihrer Lebenssituation ansprechen. Es braucht Orte, um Menschen zusammenzubringen, gemeinsam Interessen zu bekunden und an Projekten zu arbeiten. Hier bietet sich für die Kirchengemeinden ein guter Ansatzpunkt, um in Zusammenarbeit mit anderen Akteur*innen im Sozialraum verschiedene Interessengruppen zusammenzubringen, das Zusammenleben zu verbessern und die Gemeinschaft zu stärken. Gerade Kirchengemeinden haben dafür ideale Ausgangsbedingungen, sind sie doch in der Regel bereits gut vernetzt, kennen die Sozial- und Infrastruktur vor Ort und sind mit den Sorgen und Nöten der Bewohner*innen vertraut (vgl. Potz 2018: 19; Vorhoff/Beneke 2018: 93; Ohlendorf/Rebenstorf 2019).

6.1 Charakteristika des Sozialraums und seine Herausforderungen

Der Sozialraum einer Gemeinde stellt eine zentrale Rahmenbedingung der Gemeindearbeit dar. Seine Infrastruktur (Zugang zu medizinischer Versorgung, Supermärkten, Öffentlichem Nahverkehr und so weiter) wie auch seine soziale Struktur (Zusammensetzung der Bevölkerung entlang der Dimensionen Alter, Geschlecht, Bildung, Einkommen und anderem) eröffnen verschiedene Optionen für die Gemeindearbeit. Infrastruktur, Sozialstruktur, zivilgesellschaftliche Struktur zusammen bringen unterschiedliche Chancen, Herausforderungen und Bedürfnisse hervor, die die Gemeindearbeit beeinflussen, was sich in Schwerpunktsetzung und Profilbildung bemerkbar machen kann.

In diesem Kapitel werden Charakteristika der Sozial- und Infrastruktur präsentiert. Da sich die Wahrnehmung des Sozialraums je nach Funktion in der Gemeinde unterscheiden kann, werden, wo es möglich ist⁵⁷, auch Unterschiede zwischen den Mitgliedern der bereits mehrfach vorgestellten Funktions-

⁵⁶ In der Stadtsoziologie und Sozialstrukturanalyse spricht man von sozialer Segregation. Vgl. zum Beispiel Berger et al. (2014); Dangschat (1995).

⁵⁷ Eine Aufschlüsselung der Antworten nach Pfarrpersonen, anderen Haupt- und Nebenamtlichen und Ehrenamtlichen mit und ohne weitere Funktion in Gremien der Kirchen- oder Gemeindeleitung ist nur bei Fragen möglich, die im Personenbogen von den Kirchenältesten beantwortet wurden. Bei Fragen, die aus dem Mantelbogen stammen und von jeder Gemeinde nur einmal ausgefüllt werden mussten, ist eine solche Aufschlüsselung nicht möglich.

gruppen dargestellt. Darüber hinaus werden einige Merkmale entsprechend differenziert diskutiert, aufgrund des Befundes von Studien zu lokalen Zivilgesellschaften, die zeigen, dass sich Sozial- und Infrastruktur wie auch die der Zivilgesellschaft und damit die Möglichkeiten zur Vernetzung zwischen den Siedlungsformen unterscheiden – insbesondere entlang der Achse urban und peripher (vgl. Becker 2009; Becker/Runkel 2010; Ohlendorf/Rebenstorf 2019). Wie die Verteilung auf die Siedlungstypen zeigt, liegen die meisten der am Gemeindebarometer teilnehmenden Parochien in Dörfern im ländlichen Raum, in Dörfern im städtischen Einzugsgebiet sowie in Kleinstädten (Tabelle 6.1). Der Anteil, der auf Metropolen und Großstädte entfällt, ist mit knapp 14 Prozent gering, im Unterschied zu den 61 Prozent in Dörfern im städtischen Einzugsgebiet oder im ländlichen Raum.

Tabelle 6.1: Verteilung der teilnehmenden Gemeinden auf unterschiedliche Siedlungsgebiete

	Anzahl	Anteil
Dorf im ländlichen Raum	308	44 %
Dorf im städtischen Einzugsgebiet	118	17 %
Kleinstadt (bis 10.000 E)	101	14 %
Stadt mittlerer Größe (10.–100.000 E)	76	11 %
Großstadt (110.–300.000 E)	50	7 %
Metropole (> 300.000 E)	50	7 %
Gesamt	704	100 %

Die dominierende Konfessionszugehörigkeit im Sozialraum ist ein wichtiger Indikator für die Ansprechbarkeit der Bevölkerung für die Gemeindearbeit. Ist der Anteil der Evangelischen in der Bevölkerung hoch, so ist auch das Potenzial größer, Personen zur Teilnahme an Veranstaltungen und Angeboten der Gemeinde zu finden. Welche Konfessionszugehörigkeit im Gemeindegebiet nach Einschätzung der Kirchenältesten dominiert, ist in Abbildung 6.1 dargestellt. Der größte Teil der Kirchenältesten geht von einer evangelischen Mehrheit aus, wobei einige Unterschiede zwischen den Funktionsgruppen auffallen: So gehen von den Ehrenamtlichen ohne weitere Funktionen lediglich 57 Prozent von einer protestantischen Mehrheit aus, aber 66 Prozent der Ehrenamtlichen mit weiteren Funktionen. Pfarrpersonen liegen mit 61 Prozent dazwischen, andere Haupt- und Nebenamtlichen sehen dies sogar zu 70 Prozent als gegeben an. Konfessionslosigkeit sehen jeweils ein knappes Viertel der Pfarrpersonen (24 Prozent) und der Ehrenamtlichen mit weiteren Funktionen (22 Prozent) als dominant, aber nur 13 Prozent der anderen Haupt- und Nebenamtlichen. Pfarrpersonen gehen also deutlich seltener von

einer mehrheitlichen Zugehörigkeit zur evangelischen Religion aus, dafür aber häufiger von einem Überwiegen der Konfessionslosigkeit im Gemeindegebiet. Katholische Dominanz sieht circa ein Fünftel der Befragten. Im Allgemeinen sollten die Pfarrpersonen wissen, wie sich die Religionszugehörigkeit im Gemeindegebiet, vor allem auch bezogen auf die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche, darstellt.⁵⁸ Bei dem Vergleich der Zahlen muss man allerdings berücksichtigen, dass einzig die Ehrenamtlichen ohne weitere Funktionen in Gemeinde- oder Kirchenleitung sich jeweils für eine Konfession beziehungsweise Religion entschieden haben, in den anderen Funktionsgruppen summieren sich die Angaben zu mehr als 100 Prozent, vermutlich weil zwei oder drei religiöse Orientierungen in etwa gleicher Stärke vorliegen. Einigkeit besteht unter den Kirchenältesten in der Einschätzung einer eventuellen Dominanz der muslimischen Religionszugehörigkeit im Sozialraum, die in allen Funktionsgruppen von jeweils vier Prozent gesehen wird. Die Einschätzungen differieren stark entlang der Siedlungsstruktur. Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche dominiert in der Wahrnehmung der Kirchenältesten vor allem in den Gemeinden in Dörfern im städtischen Einzugsge-

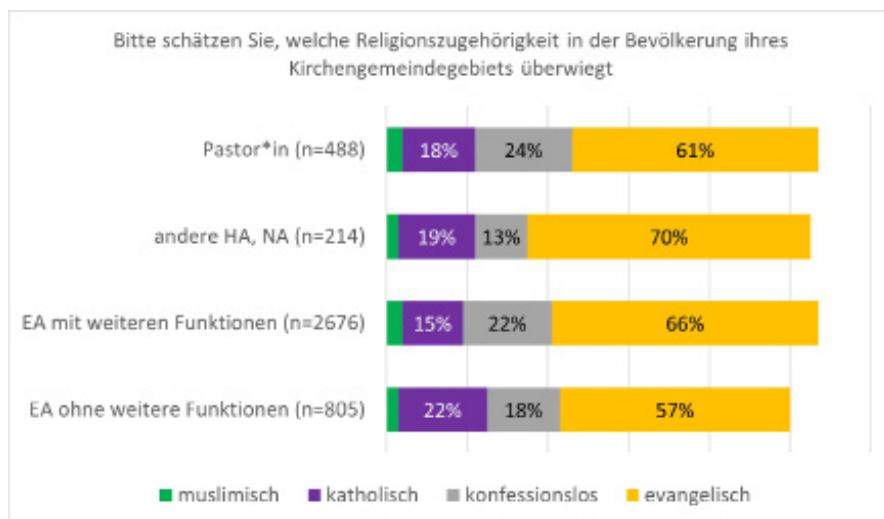


Abbildung 6.1: Dominierende Konfessionszugehörigkeit im Sozialraum nach Funktionsgruppen

⁵⁸ Zahlreiche Landeskirchen haben mittlerweile „Milieudaten“ eingekauft und diese Daten ausgewertet den Gemeinden zur Verfügung gestellt. Ihnen kann entnommen werden, welche Sinus-Milieus in welcher Stärke vertreten sind, wie das Verhältnis von Ein-Personen-Haushalten zu Familien ist, wie hoch der Anteil von Bevölkerung mit Migrationshintergrund ist und anders. Es ist denkbar, dass diese Daten den Pfarrpersonen eher bekannt sind als dem gesamten Leitungsgremium. Aus der kirchlichen Meldestatistik ist zumindest die Anzahl Evangelischer mit Sicherheit bekannt.

biet (68 Prozent) und im ländlichen Raum (77 Prozent) – im Unterschied zu lediglich 34 Prozent in Metropolen. Von dort wird aber die Dominanz des muslimischen Glaubens mit 19 Prozent am häufigsten berichtet. Auch eine katholische Dominanz wird am ehesten von Kirchenältesten in den Metropolen, Großstädten und Städten mittlerer Größe konstatiert. Konfessionslosigkeit herrscht insgesamt seltener vor: In Metropolen sind es mit 31 Prozent die meisten Kirchenältesten, die eine Dominanz der Konfessionslosen sehen.

Die bei der Einschätzung zu den konfessionellen beziehungsweise weltanschaulichen Mehrheiten im Gemeindegebiet erkennbaren unterschiedlichen Wahrnehmungen zwischen den Funktionsgruppen zeigt sich auch bei der Wahrnehmung von Merkmalen und Herausforderungen des Sozialraums.

Abbildung 6.2 gibt die Einschätzung zum Vorliegen verschiedener Charakteristika, Herausforderungen und sozialer Probleme wieder, mit denen Gemeinden in ihrem Parochialgebiet konfrontiert sein können. Mehr als die Hälfte der Kirchenältesten gibt an, dass es eine hohe Identifikation der Bevölkerung mit ihrem Dorf oder Stadtteil gibt. Eine hohe Identifikation geht häufig auch mit einer guten Gemeinschaft und Vernetzung in der Gemeinde einher, auf die kirchliche Gemeindearbeit aufbauen kann. Ebenfalls rund die Hälfte der Kirchenältesten berichtet von überdurchschnittlich vielen Älteren im Gemeindegebiet, ein Personenkreis, der sich gut für kirchliche Arbeit gewinnen lässt. Gleichzeitig ist ein überdurchschnittlich hoher Anteil auch ein Zeichen dafür, dass eher wenig Familien oder junge Leute nachkommen, was langfristig zu einem Problem für die Gemeinden werden könnte. Aber 33 Prozent der Kirchenältesten geben einen hohen Anteil junger Familien als Merkmal des Sozialraums in ihrem Gemeindegebiet an. Eher selten werden Obdachlosigkeit, Kriminalität, Arbeitslosigkeit und Armut genannt. Insgesamt sehen Pfarrpersonen diese Merkmale etwas häufiger als die anderen Haupt-, Neben- oder Ehrenamtlichen in der Gemeindeleitung. Dies zeigt, dass sie auch hier wieder ihre Umgebung und die damit verbundenen sozialen Herausforderungen etwas anders bewerten als andere Kirchenälteste. Eine große Kluft in der Wahrnehmung des Sozialraums könnte die Arbeit in der Gemeindeleitung erschweren, da Schwerpunktsetzungen und Profilbildungen von dieser Wahrnehmung abhängig sind. Die Funktionen von Kirchenältesten und Pastoren dürften zu diesen unterschiedlichen Wahrnehmungen des Sozialraums beitragen. Ehrenamtliche sind Teil der „normalen“ Wohnbevölkerung, sind dort vielleicht in Vereinen organisiert, arbeiten in Berufen wie andere auch, kümmern sich in der Gemeinde um die nicht-öffentlichen Bereiche Verwaltung, Finanzen und Ähnlichem. Pfarrpersonen sind hingegen das öffentliche Gesicht

der Kirche, gelten teilweise noch als Honoratioren, denen man anders begegnet als den Nachbar*innen. Als Seelsorger*innen sind sie Ansprechpersonen für besondere Belange und erfahren damit von Ereignissen, Situationen und vermutlich auch Notlagen, die anderen verborgen bleiben. Dies könnte mit ein Grund sein, dass sie doppelt so häufig angeben als Ehrenamtliche mit weiteren Funktionen, dass Armut und Wohnungsnot Kennzeichen des Gemeindegebietes beziehungsweise des Sozialraums seien.

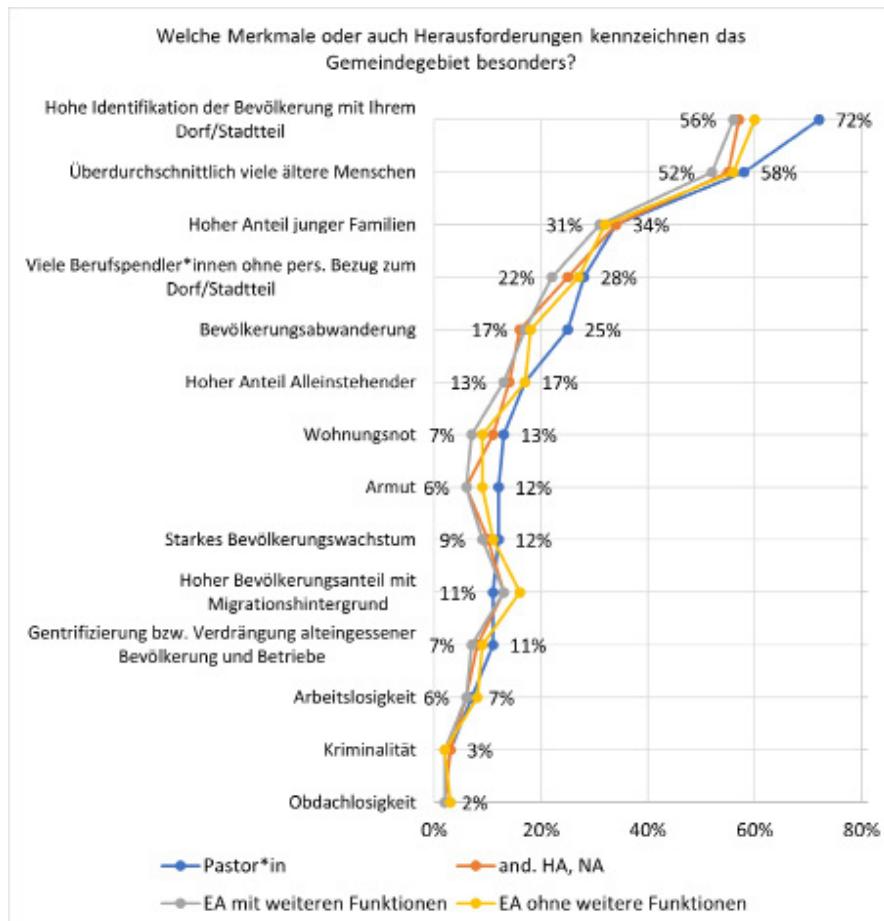


Abbildung 6.2: Merkmale des Sozialraums – Einschätzungen nach Funktion der Kirchenältesten

Markanter als zwischen den Funktionsgruppen sind die Unterschiede zwischen den Siedlungsformen, in denen die Kirchenältesten ihre Funktionen wahrnehmen. Besonders treten die Differenzen hervor bei demografischen Merkmalen wie dem Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund, der nur von drei Prozent der Kirchenältesten aus ländlichen Dörfern, aber von

34 Prozent der Kirchenältesten aus Metropolen als Merkmal des Sozialraumes genannt wird, beim hohen Anteil junger Familien, den 23 Prozent der Befragten aus ländlichen Dörfern und Kleinstädten benennen im Vergleich zu 45 Prozent in Metropolen und Großstädten sowie bei der Bevölkerungsabwanderung, die nur sieben Prozent der Befragten aus Großstädten und Metropolen erwähnen, aber 28 Prozent derer aus Kleinstädten. Kirchenälteste aus Dörfern erwähnen kaum Wohnungsnot (zwei Prozent), Armut (zwei Prozent), Kriminalität (drei Prozent) und Obdachlosigkeit (null Prozent), die aus Metropolen jeweils zu knapp 20 Prozent. Die Befragten aus den anderen Siedlungsformen bewegen sich dazwischen.

Auch die Infrastruktur differiert erwartungsgemäß stark zwischen den Siedlungsformen, wie in Abbildung 6.3 zu sehen ist. Dargestellt ist dort, wie die Infrastruktur durch die Kirchenältesten beurteilt wird. Eingetragen sind Mittelwerte einer 5-stufigen Skala. Je höher der Wert, umso besser die Versorgung beziehungsweise Erreichbarkeit der auf der linken Seite der Abbildung aufgeführten Einrichtungen. Der Wert 3 stellt gewissermaßen die neutrale Mitte dar, Werte unterhalb der 3 indizieren tendenziell schlechte Versorgung, Werte über 3 eher eine gute. Je näher die Linien einander sind, von denen jede Farbe für Gemeinden einer spezifischen Siedlungsform stehen, umso ähnlicher sind die Einschätzungen der Kirchenältesten; je weiter sie auseinanderliegen, umso stärker weichen sie voneinander ab. Die größte Übereinstimmung und zugleich die beste Bewertung gibt es bei der Erreichbarkeit von Grün- und Erholungsflächen, mit Durchschnittswerten von 4,2 und 4,3 im ländlichen Raum wie in urban verdichteten Metropolen – und allen Siedlungsformen dazwischen. Das Gegenstück stellt die Erreichbarkeit von Einrichtungen des Nachtlebens dar, deren Erreichbarkeit als eher schlecht bis sehr schlecht eingeschätzt wird, wobei es zwar große Unterschiede zwischen den Siedlungsformen gibt (Dörfer im ländlichen Raum 1,5, Metropolen 2,6), jedoch alle Werte unterhalb des neutralen Mittelwertes von 3 liegen. Durchgehend zeigt sich, dass die Kirchenältesten aus den Dörfern im ländlichen Raum Erreichbarkeit und Versorgung mit grundlegender Infrastruktur deutlich schlechter beurteilen als diejenigen aus Gemeinden in Metropolen. Die anderen liegen, nach Größe und urbaner Verdichtung gestaffelt dazwischen.

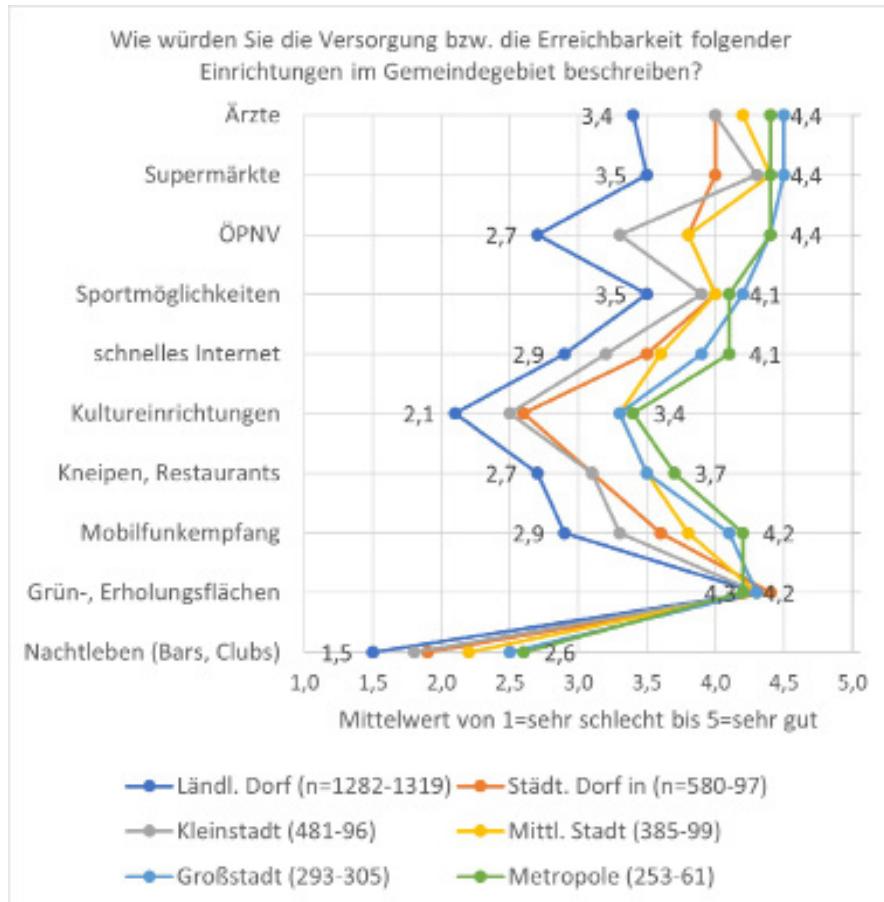


Abbildung 6.3: Infrastruktur in den Gemeindebieten, differenziert nach Siedlungsformen

Religiöse Mehrheit, Sozial- und Infrastruktur, spezifische Herausforderungen sind zentrale Strukturparameter für gemeindliches Handeln. Ein weiterer relevanter Faktor ist die wirtschaftliche Situation der Gemeindemitglieder, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Unter dem Aspekt der Verankerung einer Gemeinde und für ihre Arbeit im Sozialraum ist es durchaus von Bedeutung, ob ihre Mitglieder sozialstrukturell in etwa der weiteren Bevölkerung in dem Gebiet entsprechen oder eher nicht. So können Veranstaltungen der Gemeinde, für die Eintritt erhoben wird, wie beispielsweise Kulturveranstaltungen, einen exkludierenden Charakter haben – entweder für die Gemeindemitglieder oder für die Bevölkerung oder für alle. Auch das Spendenaufkommen, das für manche gemeindliche Aktionen oder Investitionen von Bedeutung ist, wird hierdurch berührt. Die kirchengemeindliche Arbeit muss entsprechendes berücksichtigen. Gemeinden haben keine konkreten Informationen

über das Einkommen oder auch die weitere sozioökonomische Situation ihrer Gemeindeglieder, können aber in der Regel gut einschätzen, wie es um deren wirtschaftliche Situation bestellt ist. Wir baten also die Gemeinden um ihre Einschätzung darüber, ob ihre Mitglieder im Vergleich zur Bevölkerung im Gemeindegebiet durchschnittlich, überdurchschnittlich oder unterdurchschnittlich wohlhabend sind (Abbildung 6.4). 68 Prozent der Gemeinden geben an, dass die Gemeindemitglieder durchschnittlich wohlhabend sind, nur jeweils zehn Prozent würden die eigenen Gemeindemitglieder als über- oder unterdurchschnittlich wohlhabend beschreiben, zwölf Prozent geben allerdings auch an, keine Einschätzung vornehmen zu können. Setzt man diese Äußerungen in Beziehung zur Einschätzung der Kirchenältesten zum Vorliegen von Armut als ein Problem in ihrem Sozialraum, sieht man, dass rund ein Viertel (23 Prozent) der Kirchenältesten, die Armut als Problem in ihrem Gemeindegebiet benennen, in Gemeinden tätig sind, deren Mitglieder als unterdurchschnittlich wohlhabend charakterisiert werden, fünf Prozent in Gemeinden, in denen die Mitglieder als überdurchschnittlich wohlhabend eingeschätzt werden. Letzteres kann das Armutsproblem in der Gemeinarbeit noch einmal präsenter machen. Im Vergleich: Acht Prozent der Kirchenältesten, die angeben, dass Armut kein Problem in ihrem Sozialraum ist, sind in Gemeinden, deren Mitglieder unterdurchschnittlich wohlhabend sind. Bei der Programmgestaltung und Profilbildung wird die vergleichsweise geringe ökonomische Potenz der Gemeindemitglieder ein ausschlaggebender Faktor für die Gestaltung der Gemeinarbeit sein.

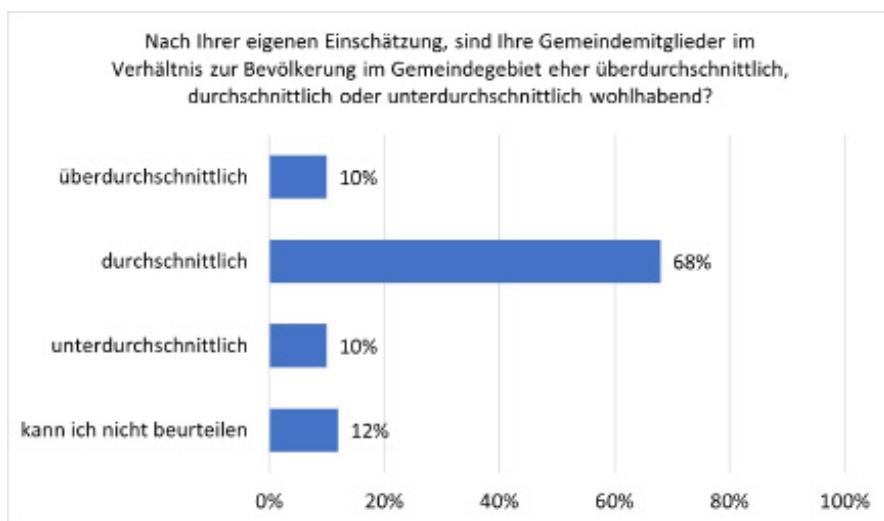


Abbildung 6.4: Wohlstand der Gemeindemitglieder (n = 683)

6.2 Kontakte und Zusammenarbeit

Ein Kennzeichen von Sozialräumen und damit auch Parochialgebieten ist die Vielzahl unterschiedlicher Einrichtungen und Akteur*innen, unter denen Kirchengemeinden einen Typus stellen. Kooperationen tragen dazu bei, sich im Sozialraum sichtbarer aufzustellen. Für Gemeinden bedeutet dies unter Umständen auch, Menschen zu erreichen, die der Kirche nicht nahestehen, sich bei Themen einzubringen, die für die Menschen im Gemeindegebiet wichtig sind, wobei es sich dann nicht nur um die Interessen der eigenen Gemeindemitglieder handeln muss. Diese Vielfalt an Akteur*innen findet sich auch in den Sozialräumen der am Gemeindebarometer teilnehmenden Kirchengemeinden. Am häufigsten gibt es Feuerwehr und / oder THW (85 Prozent der Gemeinden), in drei Vierteln gibt es Schulen (75 Prozent) und kommunale Gremien oder Repräsentanten (73 Prozent)⁵⁹. Rund die Hälfte oder mehr gibt an, dass es Parteien (61 Prozent), Kinder- oder Jugendeinrichtungen (51 Prozent) sowie Alten- oder Behinderteneinrichtungen (50 Prozent) in nicht-diakonischer Trägerschaft und Kunst- und Kultureinrichtungen (47 Prozent) gibt. Von den diakonischen Einrichtungen sind am häufigsten welche für Alte- und Behinderte (38 Prozent) vor Ort, gefolgt von diakonischen Beratungsstellen (26 Prozent) und Einrichtungen für Kinder- oder Jugendliche (21 Prozent). Am seltensten finden sich Krankenhäuser der Diakonie (4 Prozent), jüdische Gemeinden (5 Prozent), andere nicht-christliche Religionsgemeinschaften (12 Prozent) und muslimische Gemeinden (16 Prozent) – und Gewerkschaften (12 Prozent).

Entscheidend für die Gemeindearbeit, für das Wirken einer Kirchengemeinde in den Sozialraum, für ihre Sichtbarkeit und Ansprechbarkeit ist jedoch nicht das alleinige Vorhandensein anderer Akteur*innen, sondern der Kontakt zu ihnen, also die Vernetzung im Sozialraum. Wie hoch der Anteil der Gemeinden ist, der zu den im jeweiligen Gebiet vorhandenen Einrichtungen Kontakte unterhält, zeigt Abbildung 6.5. Mit 97 Prozent pflegen nahezu alle Gemeinden Kontakte zu kommunalen Gremien und Repräsentanten sowie zu Schulen, sofern es diese in ihrem Gemeindegebiet gibt. Zu 90 Prozent und mehr werden auch die möglichen Kontakte zu Alten- und Behinderteneinrichtungen realisiert, unabhängig davon, ob diese in diakonischer oder nicht-diakonischer Trägerschaft sind, zu gemeinwesendiakonischen Projekten, Beratungsstellen der Diakonie sowie zu Kunst- und Kultureinrichtun-

⁵⁹ Die Zahlen sind ausführlich berichtet in Renneberg/Rebenstorf (2023). Hier stehen sie in Abbildung 6.5 auf der linken Seite in Klammern hinter den Namen der Einrichtungen und Akteur*innen.

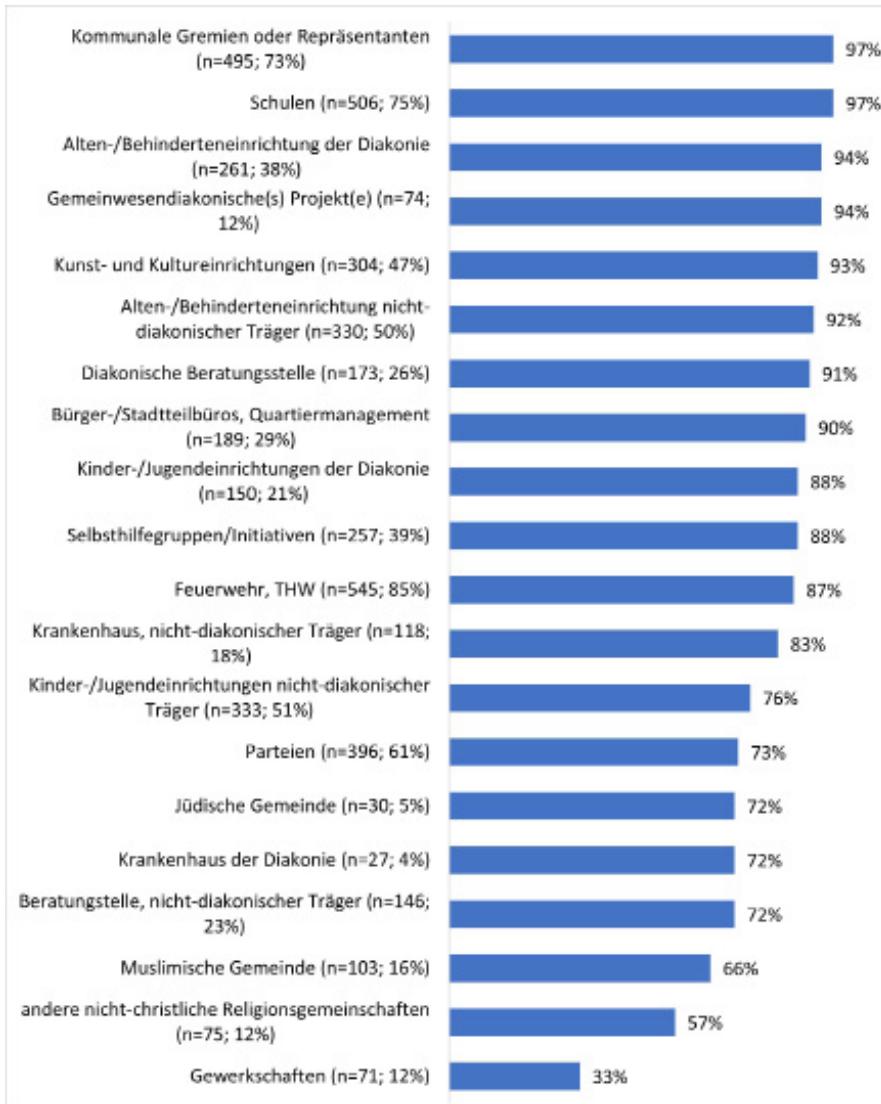


Abbildung 6.5: Kontakte zu Akteuren, die es im Sozialraum gibt (in Klammer n = Anzahl der Gemeinden, in denen es entsprechende Einrichtungen gibt, Anteil an allen Gemeinden in %)

gen. Es gibt nur wenige Einrichtungen, zu denen weniger als drei Viertel der Gemeinden Beziehungen unterhalten, sofern es diese in ihrem Gemeingebiet gibt. Dazu zählen Gewerkschaften mit nur 33 Prozent realisierter Kontakte, andere nicht-christliche Religionsgemeinschaften (57 Prozent) und muslimische Gemeinden (66 Prozent). Im Durchschnitt unterhalten die Gemeinden

zu 5,6 der durchschnittlich 7 vorhandenen Einrichtungen Kontakt⁶⁰, was für eine gute Kontaktausschöpfung der Gemeinden und eine gute Vernetzung im Sozialraum spricht. Wobei sich aus unseren Analysen keine genaueren Informationen zur Art des Kontaktes und zum Grad der tatsächlichen Zusammenarbeit ableiten lassen.

Die hier beschriebene Infrastruktur weist einige Differenzen auf zwischen urbanen Zentren und ländlichen peripheren Dörfern, wie sich beispielsweise an der Anzahl an Einrichtungen zeigt, die es in den Gemeindegebieten in den verschiedenen Siedlungsformen gibt. In Abbildung 6.5 sind die 20 abgefragten Einrichtungen aufgeführt. In ländlichen Dörfern ist die Anzahl der Institutionen und Akteur*innen im Gemeindegebiet deutlich niedriger als in Städten ab einer mittleren Größe (Abbildung 6.6). So geben Gemeinden im ländlichen Raum durchschnittlich 4,9 andere Einrichtungen und Akteur*innen im Gemeindegebiet an (dunkelgraue Balken). In Großstädten sind es 8,6, in Metropolen 9,7 und in Städten mittlerer Größe sogar 10,4. Die Möglichkeiten zur Vernetzung sind somit in den urbanen Regionen weitaus größer als in den ländlichen. Tatsächlich unterhalten die Gemeinden in Städten auch mehr Kontakte (hellgraue Balken) zu anderen Einrichtungen als in den Dörfern. Setzt man die Zahlen der möglichen und der realisierten Kontakte jedoch ins Verhältnis zueinander, stellt man fest, dass die Kontaktausschöpfungsquo-

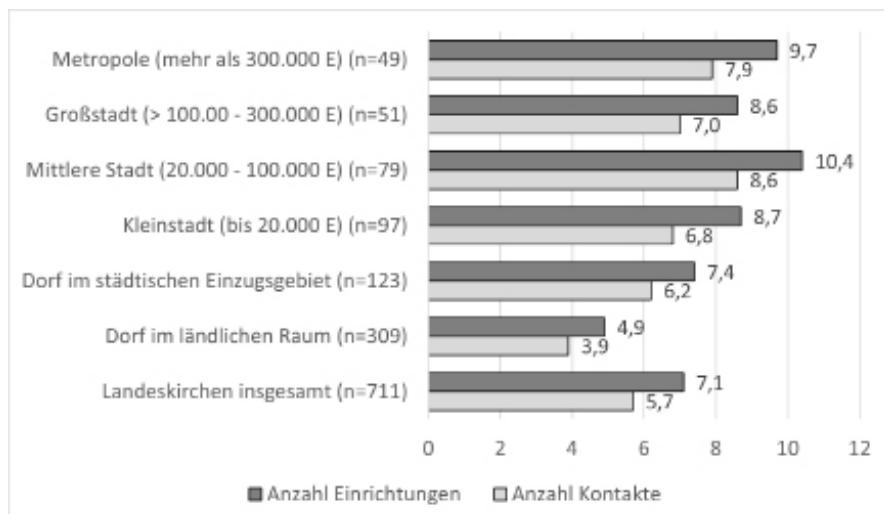


Abbildung 6.6: Anzahl der Einrichtungen und Akteur*innen im Gemeindegebiet sowie realisierte Kontakte (Mittelwerte)

60 Die Werte sind in keiner Tabelle abgebildet, sondern werden hier nur berichtet. Ausführlich sind sie dargestellt in Renneberg/Rebenstorf (2023: 42, 87 f.).

te in den Gemeinden in ländlichen Dörfern am höchsten ist, in den Gemeinden in Kleinstädten und Metropolen am geringsten. Gerade in den Dörfern, wo es vergleichsweise wenig Akteur*innen gibt, kann die Zusammenarbeit zwischen ihnen auch aus struktureller Sicht notwendig sein, damit Projekte und Veranstaltungen überhaupt umgesetzt werden können, was den ländlichen Raum immer schon auszeichnete.

6.3 Innerkirchliche Zusammenarbeit und das Verhältnis zu anderen Gemeinden und kirchlichen Handlungsebenen

Kirchengemeinden unterhalten neben Kontakten zu den oben genannten zivilgesellschaftlichen und kommunalen Einrichtungen und Akteur*innen auch (Arbeits-)Beziehungen zu anderen Kirchengemeinden in der Region. Darüber hinaus sind sie in die landeskirchlichen Strukturen mit ihren verschiedenen Ebenen und Akteur*innen eingebunden.

Kooperationen der Gemeinden untereinander spielen in Diskussionen zur Zukunft der Kirche, zu Organisationsreformen und Programmentwürfen eine zentrale Rolle, insbesondere im Hinblick auf effizienteren Ressourceneinsatz und Profilbildung (beispielsweise bei Bedford-Strohm 2017; Pohl-Pata-

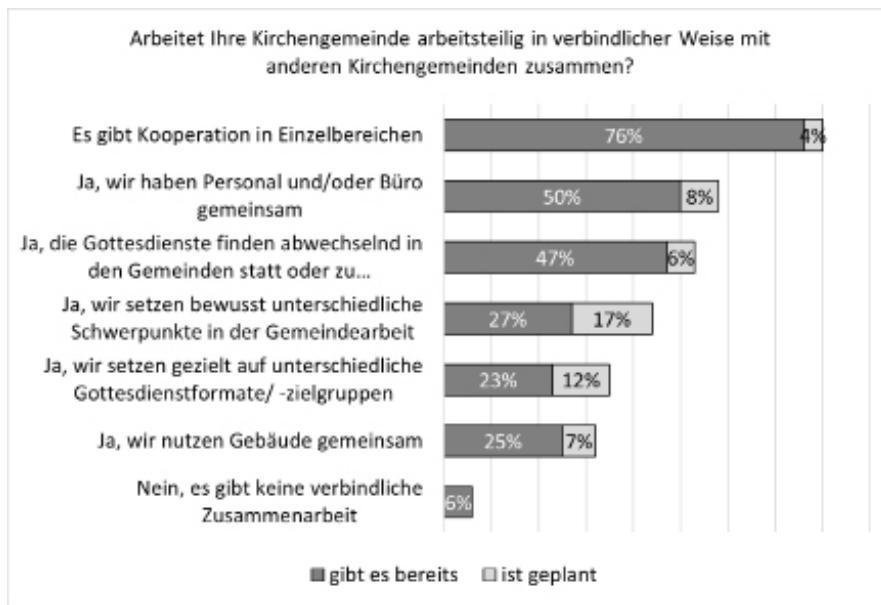


Abbildung 6.7: Verbindliche Zusammenarbeit mit anderen Kirchengemeinden (n = 706)

long 2021). Derartige Kooperationen nehmen in der Praxis recht unterschiedliche Formen an, sind mehr oder weniger verbindlich, und, wie Abbildung 6.7 entnommen werden kann, bereits sehr üblich. Lediglich sechs Prozent der Gemeinden berichten, dass sie keine verbindliche Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden haben, was als ein Zeichen für die Verbundenheit der evangelischen Kirchengemeinden untereinander gesehen werden kann. In Abbildung 6.7 repräsentieren dunkelgraue Balkenabschnitte den Prozentsatz an Gemeinden, in denen die entsprechende Form der Kooperation bereits angewandt wird, während hellgraue Balkenabschnitte für eine geplante entsprechende Zusammenarbeit stehen. Da auch die Planung einer Zusammenarbeit Kommunikation voraussetzt, kann auch sie als Zeichen verstanden werden, dass eine Gemeinde nicht nur für sich allein arbeiten will, sondern aktiv den Austausch mit anderen sucht.

Die häufigste Art der Zusammenarbeit ist Kooperation in Einzelbereichen (76 Prozent). Die Hälfte der Gemeinden teilt sich mit anderen ein Büro oder Personal⁶¹, weitere acht Prozent planen dies. Gottesdienste finden in knapp der Hälfte der Gemeinden (47 Prozent) abwechselnd mit einer oder mehrerer anderer Gemeinden statt, 27 Prozent der Gemeinden setzen bereits bewusst unterschiedliche Schwerpunkte und weitere 17 Prozent planen eine differenzierte Schwerpunktsetzung. Jeweils ein Viertel (24 Prozent) der Gemeinden gibt an, dass sie Gebäude gemeinsam nutzen oder unterschiedliche Gottesdienstformate anbieten oder auch unterschiedliche Zielgruppen ansprechen.

Auffallend sind einige siedlungsspezifische Differenzen (Abbildung 6.8). Das Gesamt der Kooperationen liegt überall gleich hoch, doch die Art der Zusammenarbeit unterscheidet sich teils erheblich. So geben nahezu alle Gemeinden (96 Prozent) in den Metropolen an, aktuell oder geplant in Einzelbereichen mit anderen Gemeinden zu kooperieren, aber nur gut drei Viertel (79 Prozent) der Gemeinden, die in Dörfern im städtischen Einzugsbereich liegen. Metropolgemeinden haben oder planen deutlich seltener ein Büro oder Personal gemeinsam (44 Prozent) als Gemeinden in ländlichen Dörfern (64 Prozent), und nur ein Drittel von ihnen (34 Prozent) wechselt den Gottesdienst mit anderen Gemeinden ab beziehungsweise spricht sich ab in der Zeit, zu der dieser stattfindet. Dörfer im ländlichen Raum tun dies oder planen dies zu 61 Prozent. In diesen Zahlenverhältnissen spiegeln sich die sehr unterschiedlichen Arbeits- und Organisationsbedingungen zwischen ver-

⁶¹ Dies kann aufgrund einer bewussten Entscheidung der Fall sein oder auch aufgrund von Mittelkürzungen, in deren Folge Pfarrpersonen oder diakonische oder pädagogische Mitarbeitende mehrere Gemeinden zu betreuen haben.

dichteten urbanen Räumen und tendenziell peripheren Regionen. Im ländlichen Raum sind die Pfarrpersonen oftmals für mehrere Gemeinden zuständig, versorgen deutlich mehr Predigtstätten als Pfarrpersonen in Städten egal welcher Größe. Aufgrund der oftmals geringen Mitgliedszahlen der kleinen Landgemeinden haben sie auch nur Anspruch auf wenige Stunden Sekretariat, sodass eine Zusammenlegung sinnvoll erscheint. Eher selten finden sich bei den Gemeinden in Dörfern im ländlichen Raum Kooperationen durch unterschiedliche Schwerpunktsetzungen (37 Prozent) oder Gottesdienstformate für unterschiedliche Zielgruppen (31 Prozent). Bei den oftmals großen Distanzen bei gleichzeitiger schlechter Versorgung mit öffentlichem Personenverkehr gerade an den Wochenenden erscheint dies im ländlichen Raum wenig sinnvoll. In diesem Punkt haben Gemeinden in Dörfern in städtischen Einzugsgebieten (56 beziehungsweise 44 Prozent) die Nase vorn sowie Gemeinden in Städten mittlerer Größe (56 und 40 Prozent). Hier könnte Konkurrenz tatsächlich eine Rolle spielen. Im städtischen Raum bietet die Arbeitsteilung hinsichtlich der Schwerpunkte und Zielgruppen für die Gemeinden Möglichkeiten, sich weiter zu profilieren und gleichzeitig für unterschiedliche Gruppen in einer Region speziell zugeschnittene Angebote bereitzuhalten. Es ist aber auch die Abkehr vom Vollversorgungsprinzip, bei dem jede Gemeinde alles anbietet. Aufgrund des Kostendrucks auf die Gemeinden bietet diese Art der Arbeitsteilung natürlich einige Vorteile: Kostenersparnis, Zeitersparnis bei Haupt- und Ehrenamtlichen, stärkere Profilbildung der Gemeinden,

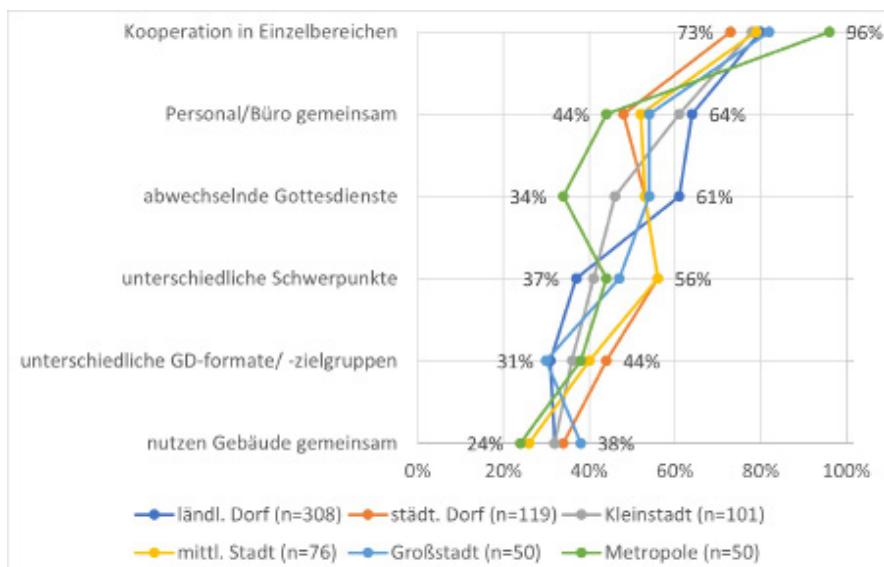


Abbildung 6.8: Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden nach Siedlungsformen („gibt es“ und „ist geplant“ zusammengefasst)

die auch die Sichtbarkeit nach Außen erhöhen kann und mit einem Wiedererkennungswert verbunden ist. Als nachteilig könnten auf Seite der Mitglieder die längeren Wege wahrgenommen werden, wenn manche Angebote und Aktivitäten nicht mehr in der eigenen Gemeinde stattfinden.

Kontakte in die Zivilgesellschaft und zu kommunalen Einrichtungen, also Vernetzung im Sozialraum und Kooperationen mit Nachbargemeinden sind Beziehungen, die zum Teil selbst gewählt sind, zum Teil aber auch einfach nur erforderlich, um die Gemeindearbeit aussichtsreich aufzustellen. Ähnliches gilt für die Zusammenarbeit mit den anderen kirchlichen Handlungsebenen, deren Arbeit und Direktiven von zentraler Bedeutung für die Bedingungen der Gemeinden vor Ort sind. Kirchengemeinden sind bei aller theologischer Unabhängigkeit fest in die Strukturen der evangelischen Kirche insgesamt eingebettet. Das Verhältnis zu anderen religiösen Anbieter*innen im räumlichen Umfeld und zu den kirchenleitenden Ebenen ist ein relevanter Faktor für die Arbeit der Gemeindeleitung und die Entwicklungsmöglichkeiten der Gemeinde. Liegen Spannungen vor, gibt es Friktionen, so wird die Tätigkeit ungleich anstrengender als bei einem positiven offenen Verhältnis, das erst den Weg zu gedeihlichen Kooperationen bahnt. Die Kirchenältesten wurden danach gefragt, wie sie das Verhältnis zu verschiedenen religiösen Gemeinschaften in der Umgebung und zu zentralen kirchlichen Handlungsebenen einschätzen. Das Verhältnis zu den evangelischen Nachbargemeinden wird zum weit überwiegenden Teil als gut oder sehr gut bezeichnet (Abbildung 6.9, grüne Balkenabschnitte) – wie man angesichts der vielfältigen Kooperationen hatte vermuten können. Auch das Verhältnis zu katholischen Nachbargemeinden wird von über der Hälfte der Befragten als (sehr) gut eingeschätzt, ein Fünftel der Befragten meint aber, dies gar nicht beurteilen zu können (schwarze Balkenabschnitte). Sogar zwei Fünftel sehen sich nicht dazu in der Lage, das Verhältnis zu anderen christlichen Gemeinden zu beurteilen, und bezogen auf nicht-christliche Gemeinden oder Gemeinschaften meint dies sogar knapp die Hälfte. Diese anderen nicht-evangelischen und nicht-katholischen Gemeinden erhalten auch die größten Anteile an Aussagen, dass das Verhältnis eher oder sogar sehr schlecht sei (rote Balkenabschnitte). Die 12 Prozent sind zwar verhältnismäßig gering im Vergleich zu den positiven Beurteilungen, umfassen aber doch jede*n achte*n Kirchenälteste*n. Nimmt man noch die Teils-teils-Antworten dazu (graue Balkenabschnitte), zeigt sich, dass das Verhältnis am ehesten zwischen Ambivalenz und Aus-dem-Weg-Gehen zu changieren scheint.

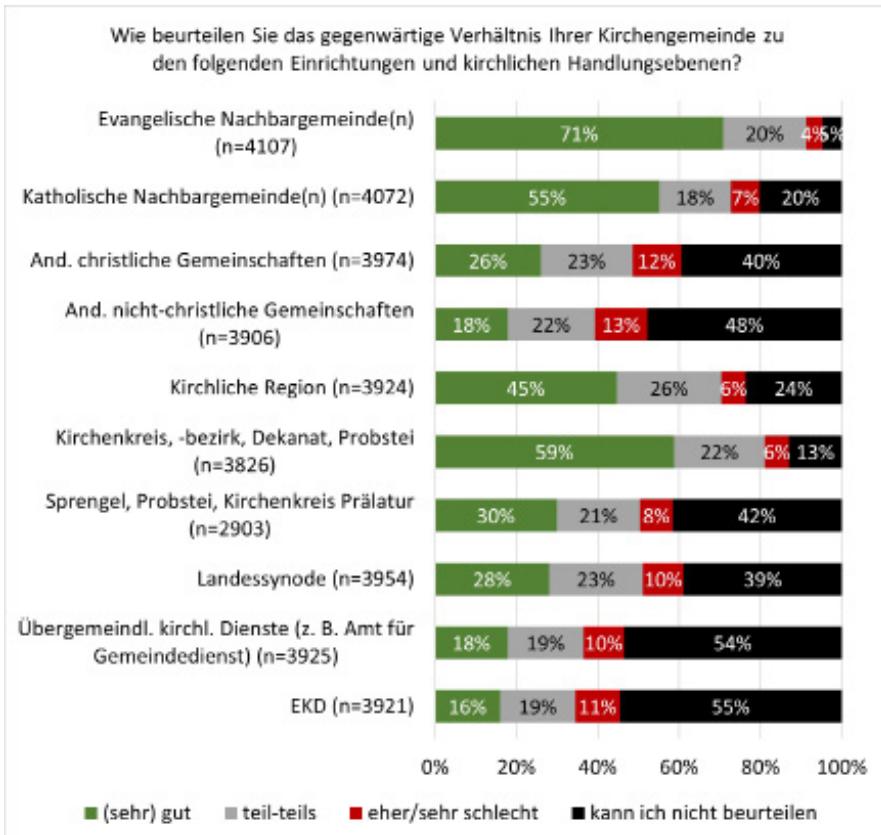


Abbildung 6.9: Verhältnis zu anderen religiösen Gemeinden und kirchlichen Handlungsebenen

Wendet man den Blick weg von den anderen religiösen Gemeinden und Gemeinschaften hin zu den Handlungsebenen der evangelischen Kirche, so zeigt sich ein enger Zusammenhang zwischen Nähe der jeweiligen Handlungsebene zur Kirchengemeinde und deren Beurteilung. Am positivsten wird das Verhältnis zur direkt der Kirchengemeinde übergeordneten Ebene eingeschätzt, dem Kirchenkreis, Kirchenbezirk, Dekanat oder der Probstei⁶²: 59 Prozent (sehr) gut, 22 Prozent teils-teils, sechs Prozent eher oder sehr schlecht und lediglich 13 Prozent, die meinen, das Verhältnis nicht beurteilen zu können. Bei der kirchlichen Region meint bereits jeweils ein Viertel der Befragten, das Verhältnis nicht beurteilen zu können oder beschreibt es eher vage als teils-teils. Das Verhältnis zur Prälatur beziehungsweise Sprengel oder

62 Die Bezeichnungen unterscheiden sich je nach Gliedkirche, was leider zum Ergebnis hat, dass manchen Bezeichnungen für unterschiedliche Ebenen stehen. So sind Kirchenkreis und Probstei in einigen Gliedkirchen die Einrichtungen, die in der Organisationsstruktur direkt auf die Gemeinden folgen, in anderen Gliedkirchen die nächsthöhere Ebene.

Probstei, zur Landessynode, zu den übergemeindlichen kirchlichen Diensten und zur EKD wird hingegen weniger positiv bewertet: Zwei Fünftel bis gut die Hälfte der Kirchenältesten kann keine Beurteilung vornehmen, ein Fünftel gibt teils-teils an, ein Zehntel schätzt das Verhältnis gar als eher oder sehr schlecht ein. Im Allgemeinen kann man sagen: Je weiter die kirchliche Ebene von der eigenen Gemeinde entfernt ist, desto schlechter wird das Verhältnis bewertet und desto öfter meinen die Kirchenältesten, das Verhältnis nicht beurteilen zu können. Wie bereits in Kapitel 3.4 mit der Frage nach der Unterstützung, die die Kirchenältesten durch die verschiedenen Ebenen erfahren, zeigt sich auch bei der Beurteilung des Verhältnisses, dass Pfarrpersonen deutlich seltener angeben, diese nicht beurteilen zu können. Während die Differenz beim Verhältnis zu den religiösen Gemeinden und Gemeinschaften jedoch höchsten zehn Prozentpunkte beträgt, ist der Unterschied bei den kirchlichen Handlungsebenen eklatant und beträgt bis zu 35 Prozentpunkte. Darüber hinaus schätzen Pfarrpersonen das Verhältnis zur Landessynode und EKD als weitaus schlechter ein als die anderen Funktionsgruppen. Dies kann damit zusammenhängen, dass die Arbeit der Pastor*innen durch die Vorgaben aus den Landessynoden und der EKD direkt betroffen ist, Pfarrpersonen dementsprechend stärker involviert sind als Ehrenamtliche in der Gemeindeleitung.

6.4 Zwischenfazit

Die in diesem Kapitel ausgebreiteten Datenanalysen haben eindrücklich die große Differenziertheit der Gemeindegebiete und der damit verbundenen Sozialräume der Gemeinden dargelegt. Die Unterschiede in der Sozial- und Infrastruktur waren angesichts der Verteilung auf unterschiedliche Siedlungsformen und dem Wissen um sozialräumliche Segregation durchaus zu erwarten. Erwähnenswert sind auch eher die Ähnlichkeiten: die durchgehende positive Bewertung des Zugangs zu Grün- und Erholungsflächen, zu Supermärkten, ärztlicher Versorgung und Sportmöglichkeiten, während die Erreichbarkeit von Einrichtungen des Nachtlebens (Bars, Clubs) eher schlecht bewertet wird. Ein positives Merkmal aller Sozialräume ist die hohe Identifikation der Bevölkerung mit dem Dorf oder Stadtteil, während Problemlagen wie Bevölkerungsabwanderung, Armut und Wohnungsnot aber auch positive Trends wie ein hoher Anteil junger Familien je nach Siedlungsform mehr oder weniger häufig benannt werden. Ebenfalls entlang der Stadt-Land-Dimension differenziert sich die religiöse Komposition der Sozialräume: Welche Denomination stellt die religiöse Mehrheit, welche Religionsgemeinschaften sind überhaupt

mit eigenen Kongregationen im Gemeindegebiet vertreten, gibt es Kontakte zu ihnen? Die größere religiöse Diversität ist natürlich dort gegeben, wo auch mehr Menschen leben, und das sind die urbanen Zentren. Ähnlich verhält es sich mit zivilgesellschaftlichen und kommunalen Einrichtungen und Akteur*innen, von denen es im urbanen Umfeld mehr gibt als im tendenziell peripheren Raum. Dafür realisieren die Kirchengemeinden im ländlichen Raum einen größeren Anteil der möglichen Kontakte als Gemeinden im städtischen Umfeld. Dies hängt sicherlich mit den personellen Kapazitäten zusammen und der damit verbundenen Frage, wie viele Kontakte man überhaupt aufrechterhalten kann. Es dürften aber auch unterschiedliche Kulturen eine Rolle spielen, auf der einen Seite das Reziprozitätsprinzip im dörflichen Kontext, auf der anderen Seite die städtische Unabhängigkeit. Diese zwischen den Gemeinden und den Gemeindegebieten zu verzeichnenden Unterschiede zeigen, dass ein Gemeindemodell mit Sicherheit nicht allen gerecht werden kann. Zu unterschiedlich sind die strukturellen Rahmenbedingungen; dem Sozialraum angepasste Profile zu entwickeln, ist die große Herausforderung, der sich Kirchengemeinden heute gegenübersehen. Dies geschieht oftmals in Kooperation mit anderen Gemeinden, wobei in diesem Fall nicht die Häufigkeit der Kooperation den Unterschied zwischen den Siedlungsformen kennzeichnet, sondern die Art der Kooperation. Kirchengemeinden im ländlichen Raum können aufgrund der weiten Distanzen eher keine Abkehr vom Programm der Vollversorgung zugunsten einer Profilbildung vornehmen, wie es im städtischen Kontext der Fall sein kann. Sie setzen deshalb stärker auf gemeinsames Personal und alternierende Gottesdienste denn auf Kooperation in Einzelbereichen und unterschiedliche Schwerpunktsetzungen, wie dies in Metropolen geschieht. Egal wo, es sind lediglich sechs Prozent der Gemeinden, die keine Kooperationen mit anderen pflegen, was für gute Vernetzung und förderliches Miteinander spricht. Diese Vermutung wird unterstrichen durch Einschätzungen des Verhältnisses zu den benachbarten Gemeinden, das zu den evangelischen Nachbargemeinden durchgehend positiv bewertet wird, während das Verhältnis zu den anderen kirchlichen Handlungsebenen oftmals gar nicht beurteilt werden kann – sie sind einfach zu weit weg.

In diesem letzten Punkt werden Unterschiede zwischen den Befragten je nach Funktion, die sie in der Gemeinde haben, besonders deutlich. Es sind in erster Linie die Pfarrpersonen, die sich in manchen Einschätzungen von den anderen Haupt- und Nebenamtlichen sowie den Ehrenamtlichen unterscheiden, egal ob Letztere noch weitere Funktionen in Gemeinde- und Kirchenleitung haben oder nicht. Pfarrpersonen gehen seltener von einem mehrheitlich evangelischen Umfeld aus als andere Kirchenälteste, sie sehen häufiger

Problemlagen wie Armut, Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit in den Sozialräumen und sie sehen sich einerseits eher in der Lage, das Verhältnis zu den anderen kirchlichen Ebenen zu beschreiben, zum anderen schätzen sie es dann zumindest mit Blick auf Landessynode und EKD negativer ein als die anderen Mitglieder der Gemeindeleitung. Letzteres ist bedingt durch ihre stärkere Nähe zur kirchlichen Organisation, in die sie nicht nur hauptberuflich eingebunden sind, sondern in der sie zudem noch manch weitere Funktionen qua Amt ausüben. Die divergierenden Einschätzungen zu den Sozialräumen dürften den unterschiedlichen Brillen geschuldet sein, die sowohl die Mitglieder der Gemeindeleitungen wie auch die Gemeindeglieder und Bewohnenden tragen. Pfarrpersonen sind Seelsorgende und Ansprechpersonen für geistliche Belange. Ihr Perspektive auf die Parochie umfasst allein dadurch andere Ausschnitte als die der Ehrenamtlichen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Gemeinden in ihren Sozialräumen überwiegend gut vernetzt scheinen, die Kirchenältesten um die jeweiligen Strukturbesonderheiten ihrer Parochialgebiete Bescheid wissen und ihre gemeindlichen Aktivitäten damit in Einklang zu bringen versuchen – oftmals in Kooperation mit anderen.